

NW 2271:4

BAUKUNST FOLIOBLATT 4



Vorwort.

Dieser Tage sprach mich der Herr Abermann auf der Straße an und meinte: Sehen Sie mal, mein lieber Herr Baumeister, Sie sind soweit ein ganz netter Kerl und Alles, was Sie da in Ihren Schriften sagen, ist ja soweit ganz richtig — aber — aber —

Nun, was denn — aber?

Ja — sehen Sie mal — alle Achtung vor Ihrem Können und Willen — aber Sie müssen mir das nicht übel nehmen, daß ich so gerade heraus bin —

Bitte sehr, im Gegenteil!

— Wenn ich als alter im „praktischen“ Leben erfahrener Mann Ihnen sage: Sie verfahren nicht „diplomatisch“ genug, Sie stoßen die Leute vor den Kopf — Sie wollen's ja nicht — aber — Sie verderben sich die besten Freunde —

Das wäre mir sehr unangenehm!

Ja — sehen Sie mal — Sie als junger Mann — aber Sie müssen einem guten Bekannten, der Ihnen wohl will, seine Offenheit nicht übel nehmen —

Ganz gewiß nicht — ich versichere Sie! —

Nun ja — ich weiß schon — Sie können schon eine „Portion“ Wahrheit vertragen — also, das, was Sie in Ihren Schriften sagen, ist ja soweit ganz richtig — aber — aber —

Nun, heraus mit der Sprache —

Sie sagen zu sehr die lautere Wahrheit! —

Darf man das denn nicht? forschte ich.

Gewiß, gewiß, versicherte er, aber — aber — sehen Sie mal der Ton, die Tonart, die Ausdrucksweise, die Sie anzuwenden beliebten — man kann die Wahrheit auch etwas — „konzilianter“ an den Mann bringen —

Aaahhh — — — aaahhh — — — jetzt wußte ich's — was meine ahnungslose Seele sich nicht hatte träumen lassen: — man kann auch über die Wahrheit verschieden reden, ja, es gibt sogar zwei Sorten von Wahrheit: Die lautere Wahrheit und die „konziliante“ Wahrheit, ähnlich wie man eine reine Vernunft und eine „praktische“ Vernunft, eine wahre Kunst und eine — Schmeichelfunst kennt. Was man doch nicht alles lernt, wenn man gute Freunde hat! Aber — aber — ich muß gestehen — ich bin noch zu jung, zu unerfahren, noch nicht ehrwürdig genug — man verzeihe mir das — die „konziliante“ Wahrheit anzuwenden; deshalb bleibe ich vorläufig noch bei der lauteren Wahrheit. Also: Der Teufel hole alle Übermänner, Schulterzieher, Breirumfrierer und ihre Aftertreter!

Ich schicke das voraus, weil ich wieder einmal im Begriffe stehe, die lautere Wahrheit zu sagen.

Wer sie also nicht gerne hört oder sie nicht vertragen kann, der lege jetzt das Blatt beiseite oder halte sich seine geistigen Ohren zu, während er dies liest oder halte ein anderes Blatt, welches die „konziliante“ Wahrheit verzapft, und seinen Lesern während der Drucklegung nach den mit der Tendenzbrille geschmückten schönen Augen sieht.

Als im vorigen Winter ein politischer Übermann hier in Krefeld eine politische Rede redete, kam er auch auf die geistigen Güter des Volkes zu sprechen, welche seine „Partei“ immerdar gepflegt habe und unentwegt zu wahren gewillt sei. Und er hub dreimal an und redete von der Macht und dem Ansehen des deutschen Reiches im Auslande und redete uns vor, Macht und Ansehen, erworben durch Gewerbe, Handel und Flotte, seien unsere höchsten Güter. Weiß nicht, wie's kam, aber es prickelte mir in den Fingern, als ich ihn den ungeheuerlichen Blödsinn so ohne Widerspruch wiederholen hörte, und es floß mir unwillkürlich aus der Feder, was ich dem leichtfertigen Fant und der vernagelten, willenlosen oder mit dem Schwindel einverstandenen Zuhörerschaft zu sagen hatte:

Macht und Ansehen?

Befehlt euch mal den Übermann!
Der Kerl wird immer dreister.
Jetzt frißt er sich ein Wänstlein an
Und heißt dann: Bürgermeister.
Erkennt an diesem edlen Gauch
Der guten alten Welt Gebrauch
Und wohlwöbliche Sitte:
Erfolg liegt in der Rülpse Rauch,
Hochwürde liegt in Bart und Bauch,
Macht in der goldnen Mitte.
Nicht durch des Geistes Uebermacht,
Durch Ueberzeugung und Gewinnung,
Auch nicht durch vornehme Gesinnung
Schafft er sich seiner Herrschaft Pracht —
Rohe Gewalt und List und Alter
Erheben ihn zum Sachverwalter.
Du dauerst mich, du deutsches Reich,
Du bist an Macht und Ansehn reich,
Doch arm bist du an Geist und Kunst
Und arm bist du an Reid und Gunst,
Du stinkst nach deiner Rülpse Dunst
Aus deinem Länder schluckermagen
Du krankst an Ehr- und Habsuchtsplagen,
Du gleichst trotz jugendlichem Alter
Schon sehr dem feisten Sachverwalter
Und edlen Vorbild: Ohm John Bull.

Damit ihr aber nicht glaubt, daß es böse Absicht von mir ist, wenn ich immerfort in wahrhaftigen Tone rede, so will ich mich euch zu gefallen einmal des konziliananten Tones befleißigen und versuchen, das, was ich euch heute zu sagen habe — über die Krefelder Denkmäler nämlich — etwa so beizubringen, wie ein „konzilianter Doktor“ seinen „Patienten“ die bittere „Medizin“ zu versüßen pflegt. Ich komme aber nicht dafür auf, daß es mir gelingt und daß ich's lange aushalte, Bitteres süß zu reden.

Zur Lösung der Denkmalsfrage.

1. (Im concizianten Tone.)

Wenn der Fremde heute zum ersten Male zur Reichshauptstadt hin kommt, so wundert er sich nicht wenig über die Menge und die Schönheit der Denkmäler, die's da gibt. Die Plätze sind gewissermaßen damit gepflastert und in den Straßen muß man die Augen aufbehalten, damit man nicht darüber fällt. Und merkwürdig, jedes Berliner Kind weiß in trefflichem Deutsch und in höflicher Form Auskunft darüber zu geben, wen die Denkmäler vorstellen und wozu sie da sind, und versteht es, mit der dem geborenen Berliner eigentümlichen Schlagfertigkeit eine witzige Bemerkung daran zu knüpfen, z. B.: Det is Wilhelm der Dicke, det is Friedrich der Faule und det Janze is de Siejesallee, die is der Siejer wejen da!

Nun begab es sich, daß ein Süddeutscher nach Berlin kam, um die Hauptstadt des Reiches, die er so sehr hatte rühmen hören, durch den Augenschein kennen zu lernen. Unbegreiflicherweise fühlte er sich aber von den „prächtigen“ Palästen und den „herrlichen“ Denkmälern abgestoßen und konnte sich nicht enthalten, diese Enttäuschung einem Berliner einzugestehen mit dem Zusatz: Bei ihm zu Hause seien die Städte viel, viel schöner. Das ärgerte den Berliner. Er fluchte: Heiliger Herkules vom Lützowplatz, det will id wissen; griff seinen Cylinder, packte seinen Paraplu und fuhr noch mit dem Abendzuge gen Süden.

Als er in der Südstadt — es war wohl Stuttgart oder Karlsruhe — ankam, war er nicht wenig enttäuscht. Die Stadt gefiel ihm gar nicht, und erst das Leben und Treiben! — Kein Leutnant weit und breit zu sehen, kein Schusterjunge, der den „kleinen Rohn“ gepiffen hätte. Der Marktplatz mit seinen ollen Holzbaracken ringsum war wie ausgestorben, so still, daß man das Gras konnte wachsen hören. Is det ne varfluchte Riste! stöhnte er. Plötzlich atmete er auf: Ein Denkmal! Spornstreichs eilte er über den Platz, es näher zu betrachten. Natürlich kein menschenähnliches Geschöpf bei der Hand, das Auskunft gegeben hätte. Da schleppte ein rotborstiges Schwabenmädcl ihre Eimer zum Brunnen, Wasser zu schöpfen. „Heda, Sie kleene Blonde, können Sie mich nisch sagen, wer det Männeken is?“ „Dös weiß i net!“ war die deutliche Antwort. Donnerwetter, dachte er, gib't hier dösigc Menschen. Da schritt ein Herr breitspurig über den Platz dem Rathaus zu, augenscheinlich ein Rathsherr: der wird's wissen! „Berehrtester Herr,

verzeihen Sie einem Fremden seine Wißbejierde, von wem is det Denkmal, dat Eiren Marktplatz ziert?" „Dös kann i Ihne halt net sage, liebes Herrle, dös weiß i selbst net!" Heiliger Herkules vom Lützowplatz, dachte unser Berliner, verstehn die Leute denn hier kein Deutsch, daß man keine Antwort auf seine Frage bekommen kann? Da gewahrte er einen Mann, der sehr fest an einer Ecke stand und darauf zu warten schien, gefragt zu werden. „Sagen Se mal, verehrtester Herr Schutzengel unter der Nickelhaube, wovon mag det Denkmal sind?" „Nu, schauns doch hiin — Gushscheiße — gelt?" „Dank scheen", rief unser Berliner, packte seine Rockschlappen unter die Arme und rannte spornstreichs zum Bahnhof. Im Zuge brummte er noch ein über das andere Mal in seinen Bart: Sind det unheesliche Leute, die Süddeutsche! — Gushscheiße, gelt?

Er fuhr aber nicht gleich nach Berlin zurück, sondern stieg unterwegs in Krefeld aus, um einen alten Freund aus Puttkamerun zu besuchen. Er soll sehr befriedigt von dem Besuche gewesen sein, denn sein Freund (der Puttkameruner) hat öffentlich erzählt, sein Freund (der Berliner) habe gesagt, nirgendwo in Süddeutschland gäbe es so schöne Denkmäler, wie in Krefeld; sie seien beinahe so schön wie die Berliner; einzelne schienen sogar von den Berlinern abgegossen zu sein. — — — —

Teufel noch mal, jetzt bin ich's aber satt, die konziliante Tonart nämlich. Geschlagene 1½ Stunden anders zu schreiben als man denkt, das hält nur einer länger aus, der von Jugend auf sich tagtäglich im Knierutschen und Rumpfsbeugen übt. Ich stürme ins freie Feld hinaus, wo kein süßer Weihrauchdunst die Sinne umnebelt, sondern der frische Odem Gottes die verlangende Brust läuternd durchzieht. Welcher rechtschaffene Mann will es mir verargen, wenn ich als Ersatz für 1½ Stunden Geistesknechtschaft mir eine Ausschweifung erlaube? Also schmettere ich in die freie Gotteswelt hinaus:

Ich pfeif was auf die Pfaffen,
Und ihren heiligen Schmand,
Ich pfeif was auf die Laffen
Und ihren bunten Tand;

Ich pfeif auf Papst und König,
Auf Regel und auf Kloß
Und bilde mir nicht wenig
Ein, Ich, der Freiheitsproß!

Und Gott im Himmel höret
Dem lustgen Vogel zu:
So'n Spöttermerling störet
Mir sicher nicht die Ruh.

Wer also auf die Mächte
Der Erde pfeifen kann,
Das ist bei mir der rechte
Biderbe fromme Mann.

Zur Lösung der Denkmalsfrage.

2. (Im wahrhaftigen Tone.)

Diesen Sommer (1902) besuchte mich ein ausländischer Bildhauer, ein Blame. Ich empfing ihn am Bahnhof und er bat mich, ihm die Denkmäler meiner Vaterstadt zu zeigen. Was wollte ich machen? Wohl oder übel mußte ich ihn an die Stellen führen, an welchen die neudeutsche Bildnerei sich verewigt hat.

Wir schritten selbender durch den unterirdischen Stollen, welcher die Außenwelt mit der Stadt Krefeld verbindet und erreichten alsbald das Moltke-Denkmal. Was ist denn das? Das Standbild unseres größten Feldherrn! Ah, c'est le vainqueur, rief er aus, also das ist der Sieger von 1870! Sagen Sie mal, warum hat man ihn denn nicht als den kühl berechnenden Strategen, als den Sieger in unzähligen Schlachten dargestellt? Da oben sehe ich nur einen hageren Soldaten stehen. Geben Sie ihm ein anderes Gesicht, dann ist es ein anderer, nicht wahr? Freilich, 's ist nur ein gelungener Abklatsch des äußeren Menschen. Was ist da unten auf der Flur abgebildet? Ein weißes Blatt, ein Punkt darauf und die Bezeichnung „Paris“ dabei; ein Buch mit einer Feder, ein Schwert, Eichenzweige und sonstige Säckelchen. Ei, was für eine geistreiche Sinnbilderei! Des großen Denkers würdig! Und das krause Blattgeschnörkle drum herum, was hat das mit dem geraden nüchternen Menschen Moltke zu tun?

Wir gingen weiter. Es gelang mir nicht, meinen scharfblickenden Begleiter am Karl Wilhelm-Denkmal vorbei zu bugjieren. Wer ist denn das? Der Sänger der Nacht am Rhein! Ah, des Liedes, das die Deutschen so begeistert sangen, als sie über den Rhein in das Land des Erbfeindes eingedrungen waren. Wie lautet doch der erste Reim gleich wieder?

Es braust ein Ruf wie Donnerhall

Wie Schwertgeklirr und Wogenprall — — —

Richtig! Man empfindet ordentlich erst den zur Tat gewordenen Drang des geeinten deutschen Volkes, wenn man den Rumpf da auf dem Stumpf betrachtet. Warum hat man ihn nur mit Immergrün und Kettenreihen umrankt? Starb er im Gefängnis, weil er Vaterlandslieder dichtete? — Ach nicht doch, er war ja blos der Tondichter. — Ach so, die Sprache der Musik ist nicht so verständlich wie die Verstandessprache! — Eben!

Vergeblich suchte ich meinen Begleiter von dem Duft der „Bedürfnisanstalt“ und dem Anblick des „Blumenparkeits“ vor der „Gesellschaft Verein“ abzulenken. Er rümpfte die Nase, schüttelte

sich und meinte: Ihr habt aber gut für Nase und Augen gesorgt. — Was dem Einen recht ist, ist dem andern billig. Und auch für den Gaumen! — So? — Ach ja, Krefelder Sprudel! Sagen Sie mal, wie kommt denn der Sprudel nach Krefeld? — Hiesige Spaßmacher haben sich ein Verslein darauf gemacht. — Und das heißt? —

Jüngst entdeckt' man hier ne „Quelle“,

Ich besah mir mal die Stelle,

Da hat die Natur gemacht nen „Fudel“,

Daher der Name Krefelder Sprudel. —

O weh, stöhnte er, wie geistreich; da weiß ich ein besseres Verslein!
— Und das heißt? —

Hier steht ein Häuschen und da steht ein Häuschen,

In beiden bedient uns ein leckeres Mäuschen,

Hier kann man Krefelder Wasser trinken,

Und dort kann man's lassen, doch tut es st . . . stangieren.

Nun, das reimt sich ja nicht!? Es stimmt aber: Ich schäme mich Eurer „Aesthetik“ oder was ihr so nennt; wir Blumen nennen die Dinge beim Namen; wir vermeiden nicht den Namen des Dreck's, sondern den Dreck selbst. — Dann bleiben Sie bei mir, lieber Blume, und helfen mir lehren! Sie können sich hier als Lokal-Stegreifdichter aufstun; es fehlt gerade noch einer. Ach, seufzte er, dazu eigne ich mich nicht; ich bin das Bohren und Pumpen nicht gewohnt, ich schöpfe aus selbstsprudelnder Quelle.

Aber, rief er aus, was guckt denn da hinten aus dem Laubwerk für eine Säule hervor? Hat ein römischer Augustus sich hier ein Denkmal errichtet? Und was ist das für ein Spaß? Anstelle des über der Menschheit erhabenen Cäsaren thront ein Drache darauf, wie man ihn wohl auf den Giebelfüßen griechischer Göttertempel findet. . . . Aber . . . erlauben Sie einmal, lieber Freund, das ist ja das Denkmal des großen Wohltäters der Stadt Krefeld, Cornelius de Greiff, eines schlichten Bürgers, der aus mildtätigem Herzen mit vollen Händen gab. — Ja, wer sollte das wohl ahnen! Wenn dem aber so ist, wie kann man ihn denn mit dem Merkzeichen römischen Cäsarenwahns und mit dem Sinnbild der Habgier schmähcn? — Es ist gut gemeint! — Gut gemeint? So wenig weiß man der großen That eines Mitbürgers gerecht zu werden? Einer That, welche eine Künstlerseele zu einer ebenbürtigen Kunsttat begeistern sollte, ein Kunstwerk gebären müßte, welches den Sinn für wahre Wohltätigkeit weckt. Sehen Sie hier unten am Sockel das Relief: Das Weib, das ein Knäblein auf dem einen Arm trägt, und mit dem andern ein Mägdelein, welches flehend zu ihm aufblickt, an sich zieht, ist es nicht die Wohltätigkeit, gut verkörpert? Diese Gruppe ist gewiß kein großes und eigenartiges Kunstwerk,

befagt sie aber nicht mehr, als die Säule mit ihrem abgeschmackten Drum und Dran? Ja, spricht sie nicht gerade den Gedanken aus, welchen das ganze Denkmal zu verhöhnern scheint?

Ich war geschlagen, er hatte Recht:

Dem schlichten, mildherzigen Manne die herzlose Pose? Ihm die kindische Spielerei eines Vogel „Greif“!?

In meiner Sorge, daß unser Kritiker den Merkur am Hauptpostamt, welcher wie ein geohrfeigter Schusterjunge, der die Stiefel an die unrichtigen Füße abgeliefert, drein blickt, entdecken könnte, geriet ich in den Jungfernweg. Ich wollte wenigstens ein Lob für Krefeld einheimfen und fragte demnach: Ist dies keine ruhige, vornehme Wohnstraße? — Ja, antwortete er, hier herrscht die Ruhe des Grabes! — Die Ruhe des Grabes! Die herrscht in ganz Krefeld; es duftet nach Moder; und wenn wir uns von den Herrschaften Krefelds, welche in Grabesruh wohnen, noch länger beherrschen lassen, dann sind wir es wert, mit ihnen begraben zu werden.

Mit Mühe schlängelten wir uns an „St Heyes“ herum und gelangten zum „Bismard“. Mein Blame schüttelte den Kopf und wandte sich weg: Nicht einmal ein Abklatsch! Viel weniger eine Seele! Viel weniger seine Seele! Wer ist der „Modelleur“? — Eberlein! — Der Günstling des Kaisers? — Ja! — — —

Unter diesen vielsagenden kurzen Bemerkungen und Fragen wurde es mir schwül. Ich eilte, mit dem Wunsch, den gefährlichen Fragesteller recht bald los zu werden. Diesmal gelang es mir nicht, sein Auge von einem „Merkur“ abzulenken, dem der von der Handelskammertürwölbung auf die Eintretenden herab sieht. Der weiß nicht, ob er Mann oder Weib ist, grilachte er. Das geht manchem Merkur so, fügte ich hinzu, an den öffentlichen Bazaren — — — Ach, rief er aus, dieser Götterboten haben wir auch Grund, uns zu schämen.

Wir erreichten das „Krieger-Denkmal“, die „Germania“, zu Deutsch „Die Deutschland“. Eine ehrliche Arbeit, meinte er, das Weib da oben. Man sieht, daß der Künstler das geeinte Deutschland hat darstellen wollen; die Begeisterung ist da, aber das künstlerische Ausdrucksvermögen ist der Aufgabe nicht gewachsen. Das Beimerk ist überflüssig. Ein schlichter Sockel von doppelter Höhe würde den Ausdruck der Gestalt bedeutend heben. Aber — freuen Sie sich, daß sie wenigstens das da stehen haben! — Ach, erwiderte ich, man will sie fortschaffen und einen Kaiser Friedrich an ihre Stelle setzen, weil dieses der Friedrichsplatz ist. — Ja, das seh ich ein, das ist denkrichtig, das muß so sein! Was gut ist, muß weg, eines Namens wegen!

Ich nahm einen Anlauf, ihm zu sagen, dies sei das letzte Denkmal, das ich ihm zu zeigen hätte. Aber diese jesuitische Wahrheit brachte ich nicht über die Lippen. Wohl oder übel mußte ich ihn zum alten Kirchhof, zum „Kaiser von Deutschland“ führen. Ist er das, der erste deutsche Kaiser, der schlichte Mann, der da oben aufgedonnert steht mit den Klumpfüßen, den Bleihosen, der ordengespißten Wattebrust, dem gezwirbelten Schnurrbart und den himmelnden Auglein — gleich einem „Veteranen“, der in einem „lebenden Bilde“ ihn voll heiligen Eifers „parodierte“? Nein! Dieses hier ist der „Kaiser von Deutschland“, wie die Inschrift am Sockel besagt, der deutsche Kaiser aber steht im Kaiser Wilhelm-Museum auf dem Treppenverdisch; er ist schlanker gebaut, hat eine höhere Stirn und trägt den Mantel wie ein Schutzmann umgeschlagen. — Sagen Sie mal, meinte der Blame, schämen sich die Krefelder ihrer Denkmäler denn nicht? — Weshalb sollten sie sich schämen? In allen deutschen Städten, Berlin voran, finden Sie dieselben Denkmäler aus den nämlichen Fabriken zu Dutzenden wieder — blos mit dem Unterschiede, daß sie in der Hauptstadt von wilden Tieren der Wüste und des Eismeeres und von Helden der griechischen Sagenwelt umgeben sind. Für solche „erotischen“ Gewächse hat der „Provinzler“ aber kein Geld „nicht“. — Tut nichts zur Sache — Ihre Herren Krefelder haben sich mit ihren Denkmälern selbst ein Denkmal gesetzt — sagen Sie es ihnen — ein Denkmal ihres Kunstsinns! —

Damit nahm er Abschied.

Er hat recht! — Denkmale nennen sie's und Denkmäler sind's; nicht Worte reden sie, nein, Wörter plappern sie; just wie ihre Urheber, ihre Verfertiger — Phrasenhelden und Gaukler, keine Denker, keine Künstler sind. Es ist recht unangenehm, sich von einem Fremden solche derb duftenden Kräuter unter die Nase reiben lassen zu müssen; es ist bitter, als Freund der Heimat eingestehen zu müssen, daß man diese derbe Nasenkost wohl oder übel verschnupfen muß; eine unerträgliche Schmach aber ist es, daß man als deutscher Künstler der erbärmlichen Mache wehrlos gegenüber steht, weil das Bananens- und Bizantinertum, im Besitze der rohen Gewalt, die Verufenen und Künstler durch Uberschreien, durch Totschweigen, durch Verrückterklärung mittels gewissenloser Lohnschreiber, falscher Zeugen und Klüngeltreiber entmündigt hat.

Wie ist so etwas möglich?

Nun, bei Errichtung solcher Denkmäler handelt es sich den Beteiligten gar nicht um die Ehrung großer Männer und die Verbreitung ihrer schöpferischen Gedanken, wenn sie's auch tausendmal betonen, sondern um ein „Profitchen“ für das liebe werthe Ich, für

die Partei, den Stand, diesen oder jenen Klingel; wie gesagt, niemals oder nur sehr selten um die Sache selbst. Aber selbst dann, müßte man sich sagen, wäre es doch ein Gebot der Klugheit, die tüchtigen Männer mit der Ausführung des Werkes zu betrauen. Jawohl, als ob's das gäbe! Ein Mensch, der die sittliche Reife zum künstlerischen Schaffen besitzt, gibt seine Kraft freiwillig und bewußt für eine Tendenz nicht her; dafür ist er zu stolz, er verhungert lieber. Ueberdies sind diejenigen, welche über die Errichtung von Denkmälern und die Wahl der Künstler beschließen, fast ausnahmslos gar nicht Kunstkenner, sondern zumeist „Repräsentationspersonen“, also Leute, welche zu nichts besserem taugen, als das Mäntelchen einer „Tendenz“ zur Schau zu tragen. Sie wählen die „Motive“ und die Künstler, welche ihnen von oben herab anempfohlen werden, und unter diesen wieder nach ihrem mehr denn „sublaternen“ Geschmacke aus; sie begeistern sich und andere künstlich für deren phrasenhafte bizantinische Machwerke und empfehlen sie der großen urteilslosen Menge weiter, welche sich bekanntlich nur zu leicht vom Klang der Namen und vom Glanz der Orden verblüffen und blenden läßt im Vertrauen auf die Urteilskraft, den Mannesstolz und den Rechtlichkeits Sinn ihrer mehr denn zweifelhaften Führer. Oeffentliche Faulenzer und Wohltäter, Vereinsredner und Zeitungsschreiber, lauter Leute, welche in vollständiger Verkennung oder Mißachtung des völkischen Vorteils in „Patriotismus“ machen, lobhudeln die Machwerke und beschwären die Menge, ihre sauer ersparten Groschen für den in Gold gefaßten Dreck zum Fenster hinaus zu werfen.

Bezahlte Schwäzer und Schreibeknechte
 Feile Henker der Kunst und der Rechte!
 Wer wird sich an solchen gelehrigen Pudeln
 Die arbeitsharten Fäuste besudeln?

Kein rechter Mann!

Es bleibt nichts anderes übrig, als das Volk selbst immer wieder aufzuklären über den Unterschied zwischen Kunst, Unkunst und Scheinkunst, damit es sich nicht länger Raushgold für Edelschmeid aufhalten läßt.

Es wird nicht eher besser werden, als bis das Volk selbst wieder gelernt hat, die Sache von der Person zu trennen, die Wirklichkeit vom Trug zu unterscheiden. Und ich sage euch, solange ihr das nicht könnt, werdet ihr es nicht lernen, den **Taten** eurer großen Männer **Denkmale** setzen. Solange jene Paradepuppenhauer und Künstler von Gottes Gnaden, welche zu Höflingen hinab gesunken sind, für die Bepflasterung der deutschen Städte mit Schandmälern öffentlich belobigt und bekränzt und nicht als Schelme gebrandmarkt werden, werden sie fortfahren dürfen, uns mit

ihren Herrbildern zu „beglücken“. Währenddessen verschmachten eure wirklichen Künstler aus Mangel an geistiger und leiblicher Nahrung und Arbeit. — — Wie wär's, wenn ihr euch bei dem letzten Denkmal, welches ihr voraussichtlich in der nächsten Zeit zu setzen habet, auf das besännet, worauf es bei einem Denkmal ankommt?

Wodurch ehrt man das Andenken eines Menschen am besten? — Doch wohl dadurch, daß man seiner Lebensaufgabe und Arbeit gerecht zu werden sucht, und in seinem Sinne fort zu setzen sich bemüht, was er beabsichtigte. Glaubt ihr nun wohl, daß es unserm Kaiser Friedrich Lebenszweck und Ziel gewesen sei, dereinst als Paradeduppe zu Fuß oder hoch zu Roß auf einem eurer Plätze zu prangen? So klein wird doch wohl keiner von ihm denken! Glaubt ihr nicht vielmehr, daß es seine Sehnsucht war, seine Ideale verwirklicht zu sehn? Und worin bestanden dieselben im Wesentlichen? Wenn ich wohl berichtet bin, in der größtmöglichen Entwicklung der Leibes- und Geisteskräfte seiner Volksgenossen; ist er nicht der einzige Hohenzoller nach dem alten Fritz, der wirklich einiges Kunstverständnis hatte? Nun, wenn dem so ist, was können wir zur Ehre seines Andenkens Besseres tun, als eine Stätte ihm weihen, allwo die Leibes- und Geisteskräfte der Jugend unseres Volkes geübt und geedelt werden? Ein Tummelplatz für Leibesübungen aller Art, luft- und lichtvoll, ein Schauhaus zugleich der schönen Künste, die unserem Zeitgeiste entsprossen! — Für Leibesübungen haben wir einige nüchterne, unechte Hallen, die dem deutschen Volksgeiste und der frischen Zeitströmung Hohn sprechen, einige öde Plätze, denen der Hintergrund, der Baumschmuck des Eichenhains, fehlt oder genommen ist. Die Schaffung eines lustigen, sonnendurchfluteten Turn-, Schwimm- und Spielgeheges ist Bedürfnis und Wunsch vieler Volksfreunde. Für Geistespflege im Großen haben wir nur die enge eingebaute Stadthalle mit ihrer armseligen unentwickelten Formengebung und das enge eingebaute Stadttheater mit seinen schrecklichen Raumverhältnissen und seinem angepöppelten Gypsgebäck. (Man denke nur an das schreiende Mißverhältnis zwischen ihren trostlos stumpfsinnigen und kindisch verunzierten Innenräumen und einer Beethovenschen Tondichtung, welche in ihnen aufgeführt wird, von einer ereignisklüsternen, großmannsfüchtigen, läppisch aufgeputzten Menge mit verständnislosen Blicken verständnislos beklatscht! Welchem fein Empfindenden sträuben sich da nicht die Haare zu Berge!) Die Schaffung eines neuen „Theaters“ bezw. der Ausbau des alten ist im Werke. Soll es wieder so ein Scheinwerk werden? Ich dünkte, wir hätten an den vorhandenen genug zu würgen.

Darum, meine ich, raffen wir uns endlich einmal auf und schaffen anstelle all der unkünstlerischen Halbheiten endlich einmal etwas einheitliches, großes, Achtung gebietendes Künstlerisches!

Wohl höre ich den gewohnten Einwand: Das sind ja Gebilde einer überschwänglichen, einer kranken Einbildungskraft!?!

Nur gemacht! Was über die ortsüblichen Begriffe geht, ist darum noch lange nicht überschwänglich, sondern blos für den Ort außergewöhnlich; was außergewöhnlich ist, braucht darum noch lange nicht krank zu sein; im Gegenteil, springt es aus selbstschöpferischer Kraft, so ist es stärker, das heißt gesünder als das vorhandene.

Zugegeben, werdet ihr sagen; woher willst du aber das Geld nehmen!

Darauf erwidere ich: Zunächst verplempert mal kein Geld, indem ihr die Neubauten und Umbauten eurer öffentlichen Gebäude gewerklisch und künstlerisch unfähigen Menschen übertragt: den Unternehmern, welche auf ihren Geldbeutel bedacht sind, und den Scheinkünstlern, welche von der Titel- und Stellensucht oder sonst einem falschen Ehrgeiz besessen sind. (Ich dünkte, diese, Unternehmer und Scheinkünstler, hätten in den letzten 30 Jahren genügend Gelegenheit gehabt, guten Willen und Können zu beweisen, sofern sie Großes und Schönes überhaupt gewollt und gekonnt hätten!) Was die liefern, kann folgerichtig nicht zweckmäßig und schön, das heißt preis=wert sein. Spart also zunächst Geld, indem ihr keins vergeudet. Legt dann die Gelder, welche ihr an der Unterlassung unzweckmäßiger und unschöner Bauten und Umbauten gespart habt, mit denen zusammen, welche für das Kaiser Friedrich-Denkmal schon vorhanden, welche für den Ausbau oder Neubau des Stadttheaters und der Stadthalle schon ausgeworfen und für Jugendspiele und ähnliche Zwecke vorgesehen sind. Dann wendet euch wegen Entwürfe an ernst zu nehmende Fachleute und wirkliche Künstler, welche die gegebenen Geldmittel richtig anzuwenden vermögen und denen es um die Sache der Kunst heilig ernst ist. Wollt ihr einen Wettbewerb ausschreiben, dann stellt als Richter über die Entwürfe keine Scheinkünstler, Unternehmer oder gar Juristen, Aerzte, Kaufleute und sonstige Verstandesmenschen an, sondern wirkliche Fachleute und Künstler, welche durch ihre Werke bewiesen haben, daß sie die „geniale Geistes-Potenz“ (das ist das Vermögen, aus dem Gegebenen selbständig Neues zu schaffen) besitzen und also auch allein über den Wert oder Unwert von Entwürfen entscheiden können. Als Lohn für den besten Entwurf setzt nicht Geldeswert,

sondern die Bauleitung aus. Traut den Einflüsterungen nicht, die da behaupten: der Künstler sei kein „praktischer“ Mensch, und: das Künstlerische sei kostspielig. Das sind täuschende Lügen des Unternehmerv- und Pfaffentums. Nur das Zweckmäßige ist auch schön, sagt Altmeister Dürer schon; und was zweckmäßig, ist preiswert, also nicht zu teuer bezahlt.

Allerdings ist der Künstler nicht „praktisch“ in gewöhnlichem Sinne; „praktisch“, wenn es den eigenen Vorteil zu wahren gilt; aber wo es sich um den Vorteil am Werke handelt, da ist er am Platze. Allerdings ist seine „Praxis“ nicht die niedrige verstandesmäßige, die das anwendet, was für die jeweiligen Verhältnisse brauchbar erscheint und dem augenblicklichen Geschmacke des ausschlaggebenden Kaufens gefällt, sondern die höhere vernunftmäßige, welche das für die Sache selbst unbedingt Zweckmäßige so zu gestalten weiß, daß es durch seinen künstlerischen Ausdruck die Menge zur Sache selbst emporzieht, also im Sinne der Vernunft der Schöpfung: zur allseitigen Vervollkommnung wirkt. Es kann dem Künstler gleichgültig sein, ob die Menge sich dieser Wirkung bewußt wird und ihm Beifall spendet, es freut ihn aber, wenn er die Wirkung bemerkt. Und einen solchen Erfolg erzielt der Künstler im Notfalle mit Vehmapzen und Weidenreisig, während dem Nichtkünstler mit allen Schätzen der Welt kein Werk gelingt, das zweckmäßig in höherem Sinne ist und den richtigen sinnfälligen Ausdruck dieser Zweckmäßigkeit trägt. Die Ueberlegung sollte bei allen das Gebiet der Kunst betreffenden Fragen leitend sein, wenn man anders vor argen Enttäuschungen bewahrt bleiben will.

Freilich gehört zu dem hier skizzierten Unternehmen etwas mehr Tatkraft, als wir im geschobenen und nachhinkenden Krefeld zu bewundern gewohnt sind. Sollte es deswegen nicht gelingen? Mich dünkt, es bräuchten nur jugendkräftige, leistungsfähige Männer anstelle der alten, verschliffenen Weiber ins Geschirr zu gehen, richtiger: den im Sumpf verfahrenen Karren auf die harte ebene Straße ziehen zu dürfen. Dann erst ist ein wirkliches Denkmal möglich, welches dem hohen Geiste unseres Kaisers Friedrich entspricht.

Niederichläge

aus meinen Erfahrungen und Ueberlegungen.

Undank ist der Welt Lohn!

Ein vernünftiger Mensch setzt sich leichtlich über die Klümmernis dieser Erfahrung hinweg; er findet seinen Lohn in der Befriedigung, welche das Bewußtsein gewährt, unbedingt recht gehandelt zu haben. Die Zufriedenheit mit sich selbst birgt das reinste Glück, welches dem Menschen beschieden ist.

Es gehört mehr Mut und Kraft dazu, ein verkümmertes Leben zu ertragen, als es von sich zu werfen.

Es ist ein durch Anmaßung erworbenes Vorrecht der Beschränktheit und Mittelmäßigkeit, das Hochgespannte, Unfaßbare — überspannt, verrückt zu nennen.

Vorrecht ist Unrecht.

Vorrecht ist Unrecht.

Der Große ist niemals kleinlich; er ist auch im Kleinen groß.

Wie Regen vonnöten zum Sprossen der Saaten,
Treibt Schmerz den Keimling schöpfrischer Taten.
Gelinder Guß mag das Korn erquickern,
Endlose Qual aber muß es ersticken.

Mit Speck lockt man wohl Mäuse an,
Mit Golde kauft man jeden Wicht —
Hoch einen freien, tüchtgen Mann
Verlockt man und erkauft man nicht.

Gar manche haben in Kunst gemacht,
Doch haben die meisten nicht bedacht,
Daß auch der Gedanke sich reimen muß.
Nur das Empfundene schafft Genuß.

Man muß dem Kleinen verzeihen, daß er kleinlich handelt. Würde man es einer Gans verargen, daß sie dem Fluge des Adlers nicht zu folgen vermag?

Selbst Falschheit ist verzeihlich; denn auch sie ist im letzten Grunde eine Schwäche. Das bedeutet nicht, daß man ihr freie Wirksamkeit lassen soll; wie leicht kann man sie durch Edelmut und Guttaten wirkungslos machen!

Falschheit kann Andermanns Werk vernichten,
Doch nimmermehr selber Arbeit verrichten.

„Gut“ bedeutet den erreichten Grad sittlicher Reife. Ueber „Gut“ hinaus gibt es kein „Besser“, sondern ein neues „Gut“. „Besser“ ist die Steigerung von „baß“. „Gut“ schließt ein Urteil in sich über den sittlichen Wert, „baß“ eine Wertung nach eigener Ansicht. Es ist ein Zeichen der Ueberhebung unseres Geschlechts, daß das bescheidene „baß“ aus dem Sprachgebrauch verschwunden ist.

„Schön“ bedeutet den erreichten Grad künstlerischer Reife, die Vollkommenheit des Ausdrucks in den Werken des Schöpfers und von Menschenhand.

„Schöner“ klingt daher dem Künstler ebenso unrichtig wie „guter“ dem Denker klingen würde. „Mit „schöner“ ist meist hübsch, gefällig, geschmackvoll gemeint.

Wir Menschen haben allesamt die üble Angewohnheit, den Handlungen unserer Mitmenschen die eigenen Antriebe und Beweggründe unter zu schieben. Würden wir, bevor wir uns zu urteilen erlauben, nach den Antrieben und Beweggründen Jener forschen und deren sittlichen Wert abwägen, so würden wir gerechter sein. Vor vorschnellem Schließen kann uns nur angestrengte Bewußtseinshaltung bei gleichzeitiger Ausschaltung des lieben Ich bewahren.

Würde der Edle dem Gemeinen nicht seine edlen und der Gemeine dem Edlen nicht seine gemeinen Absichten zumuten, so würde der Edle nicht immer wieder das Opfer niedriger Ränke und Tücken werden und das Gemeine nicht den Vorrang in der Welt behalten.

Gewalt ist die Waffe des Stärkeren, die männliche, List die der Schwachheit, die weibliche Wehr; sie stehen auf gleicher sittlicher Stufe. Minderwertiger dagegen sind Arglist und Roheit, die Waffen der Falschheit und Bosheit. Der Edle bedient sich keiner dieser Waffen; er überwindet durch die Macht des Geistes und der Liebe. Der Arglistige handelt schlau, der Listige klug, der Edle weise. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß man die Begriffe „schlau“ und „klug“ durcheinander wirft (siehe: reell und redlich!) und den Begriff „weise“ mitleidig-spöttisch wie einen Mummelgreis betrachtet; ebenso ist es ein bedenkliches Zeichen sittlichen Niedergangs, daß man das Recht des Stärkeren von Neuem ausruft, wo doch im Verfolg der Entwicklung das Recht des Besseren endlich ausschließlich gelten sollte.

Das alte Wort: „Alles ist schon da gewesen“ ist irrtümlich; es ist eine ziemlich oberflächliche Redensart, die Mangel an Kenntnis der Schöpfungsgesetze aufzeigt; die Welt befindet sich in einer fortwährenden Feiner-Entwicklung, wenn auch die Aufwärtsbewegung nicht gerade sondern in Wellenform erfolgt. Alles Größere ist aller Wahrscheinlichkeit nach schon dagewesen, alles Feinere dagegen neu. Jede neugebärende Geistesstat ist ein Schritt hinein in Neuland zur Vervollkommenung des Menschengeschlechts. Auf dem Wege der Entwicklung ist der Haufe der Ungebildeten ein leicht zu überwindendes Hindernis, der reifige Troß aber der Eingebildeten und Falschen ein schlimmes Hemmnis.

Aber nicht Geldes-, noch Schwertes-, noch Kreuzesmacht beherrscht darum die Welt, sondern die Macht des Geistes. Ihr könnt die sichtbare Form des Geistes bestechen, knebeln, töten; aber den Geist selbst vernichten könnt ihr nicht, (auch nicht ein Stück von ihm, den Geist eines Menschen,) denn der Betrag seines Inhalts bleibt sich ewig gleich. Er ist der Gott, die Allseele, die Vernunft der Schöpfung, welche sich in ihren Gesetzen und Geschöpfen kund gibt, das heißt: Ursache und Wirkung des Stoffwandels. Die Zahl seiner Verkünder ist karg gesät. Es sind Menschen, in denen die Vernunft der Schöpfung willkürlich geworden ist und bewußt schafft, die neue Gedanken erfinden und ausdrücken können: Die Denker und Künstler.

Wenn ich den Staat als Gemeinschaft auffasse, welche das Volkswohl fördern soll, so ist es seine Pflicht, die geborenen Führer, seine Denker und Künstler, an die Spitze zu stellen. Es ist nicht einzusehen, welchen Vorteil ein Volk davon hat, daß die Falschen und Beschränkten seine Führer sind.

Die Kinder des Volkes müssen dazu erzogen werden, sich selbst zu beherrschen und nicht beherrscht zu werden. Nur ein geistig reifes und freies Volk wird im bevorstehenden Wettkampfe der Völker dieser Erde seinen Mann stehen.

In Deutschland währt überlange schon eine verhängnisvolle Rückwärtsbewegung. Die Unreifen, Niedrigen und Falschen reißen sich um die Führung des Ruders. Die Reifen, Edlen und Redlichen kommen und kommen weder zur Sprache noch zur Geltung, noch zur Entwicklung noch zur Vermehrung.

Demzufolge hat Neudeutschland das geistige und künstlerische Jena bereits erlitten. Wird man zur Vernunft kommen, bevor ein jugendkräftiges Volk ihm das kriegsgerische bereitet?

Karl Buschhüter, Bauleiter.

Das alte V
eine ziemlich
Schöpfungs
währenden
nicht gerade
Wahrscheinl
Jede neue
zur Vervoll
Entwicklung
dendes Hin
Falschen ein

Aber nicht
darum die
sichtbare Fa
selbst vernic
Geist eines
ewig gleich
Schöpfung,
das heißt:
seiner Vert
Vernunft d
die neue G
und Künstl

Wenn ich
wohl förde
seine Denke
einzusehen,
und Beschr
Die Kinder
beherrschen
und freies
dieser Erde
In Deutsch
wärtsbeweg
um die Zi
kommen u
zur Entwic
Demzufol
lerische Z
kommen,
gerische l

mllich; es ist
Denntnis der
einer fort-
ertsbewegung
bere ist aller
agegen neu.
in Neuland
m Wege der
zu überwin-
ildeten und

ht beherrscht
or könnt die
ber den Geist
on ihm, den
s bleibt sich
ernunft der
n kund gibt,
Die Zahl
in denen die
emußt schafft,
Die Denker

e das Volks-
enen Führer,
Es ist nicht
die Falschen

sich selbst zu
geistig reifes
der Völker

isvolle Rück-
n reißen sich
nd Redlichen
eltung, noch

und künft-
zur Vernunft
n das frie-

uleiter.

